

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 25

Artikel: Verlorene Nester

Autor: Hess, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Marktleute aus Verzasca.

„Nein, du brauchst heute nicht zu gehen. Sie kann einen andern schicken.“

„Alfons!“ rief es wieder.

„Wenn sie nur nicht erfährt, wo ich bin, sonst holt sie mich. Und ich blieb' doch so gern bei dir.“

„Ja, du sollst bei mir bleiben. Ich glaub', du kannst mich gesünder machen, du lieber Bengel.“ Er nahm ihn fest in seine Arme.

„Alfons!“ Die Stimme war bös und heftig. „Wo ist der Lausbub?“

„Beim Vater oben,“ antwortete eine Kinderstimme.

„Jetzt kommt sie hinauf. Sie wird mich schlagen.“

„Nein, sie wird dich nicht schlagen!“

„Ich hör' sie auf der Treppe.“

„Läß sie nur kommen.“ Vater und Sohn schlossen sich enger aneinander.

Die Rammertüre wurde aufgerissen.

„Hast du mich nicht rufen hören? Willst du wohl kommen?“ Die zwei in der Kammer drin gaben keine Antwort.

Lydia trat näher.

„Muß ich den Stock aus der Ecke nehmen?“

„Er braucht heute nicht zu gehen.“

„Er hat zu tun, was ich befehle. Du willst ihn wohl gegen mich aufstiften! Aber da wird nichts draus. Hopp, Alfons, sonst verlier' ich die Geduld, und dann kannst du etwas spüren!“

(Schluß folgt.)

Verlorene Nester.

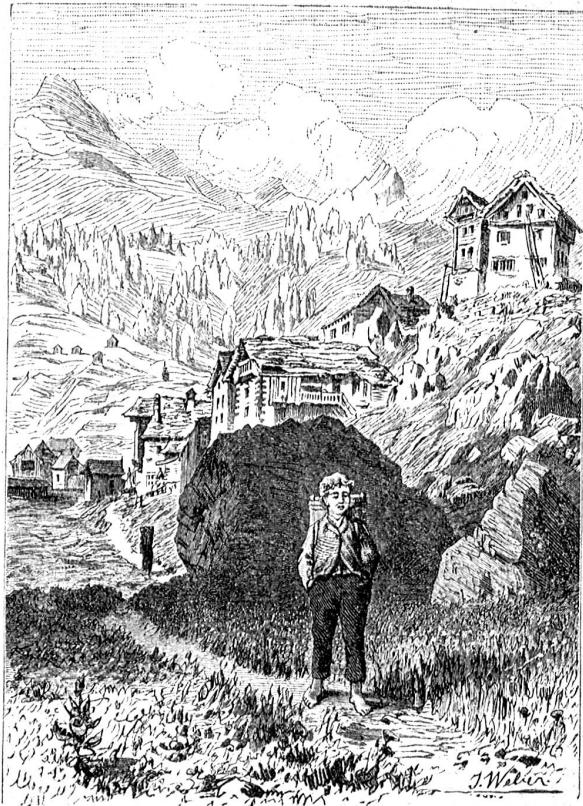
Von Josef Heß.

(Aus dem Manuskript „Tessinerfahrten“.)

Im Tessin finden wir sie noch, jene weltabgeschiedenen Dörfer, gebaut wie sonst nur die Schwalbe ihr Nest baut,

hangend an einem Felsabhang oder angelkettet an einem Rasenstreifen. Da rauscht ein Bach, da fächelt der leichte Wind um Rebe und Gras, alles lacht in Sonne und Farbenfleck, es ist wie ein hundertjähriger Dornröschenschlaf und es kommt dich die Freude an, das Singen und Jubeln. Wandern wir zu Fuß auf den Höhenzug des Monte Generi, oder ins stille Tal von Medeglia, ins enge Verzascatal oder ins wilde Vallemaggia, da stoßen wir gar bald mit dem Kopfe an eine wachsende Mauer eines verzauberten Dörfleins an. Im Bergland der Zentralschweiz trifft man immer etwa eine weidende Herde, sieht man immer von allen Hügeln, aus allen Talmulden sonnenverbrannte Häuslein grü-

hen, hier aber ist es weit und breit still, menschenleer, einsam. Still wie in einer Kirche, wenn alle Veter fortgegangen und nur noch ein letzter Sonnenstrahl an den Marmorsäulen zur Decke heraushuscht. Es ist als ob

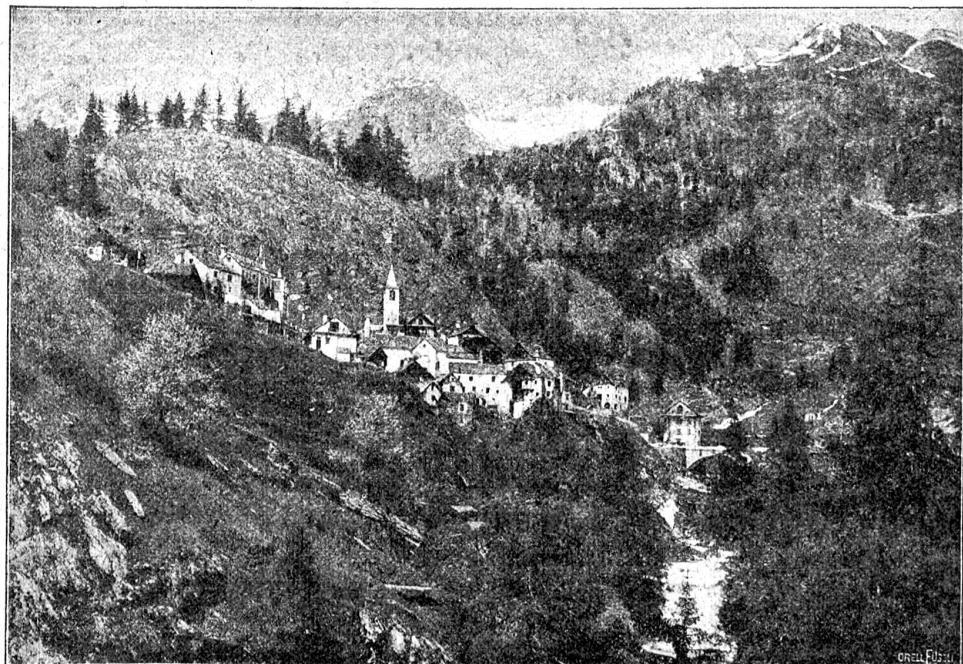


Aus Bosco.

die Zeit hier stille stände, als ob ein lauter Tritt, ein zu stark gelispeltes Wort den ganzen Zauber brechen könnte.

Halt! Wir stehen stumm und lauschen! Durch das Dörflein tönt der zitternde Ton des Glöckenspiels, sonst ist alles tot-still. Wir wandern weiter und mir ist es immer, wir seien in ein Zauberreich geraten, und jeden Augenblick komme irgend eine wunderbare Gestalt her- vor. Da wahrhaft, aus dem stillen Maggia humpelt durch eine Seitengasse etwas daher. Ein Mensch! Ein gebüdtes Weiblein huscht mit einem Kupferkessel in ein Haus, wie ein Schatten gekommen, wie ein Schatten lautlos verschwin- den. — Wieder heilige, ehr- furchtsvolle Stille. Von einem Hause herab grüßt eine Ma- donna, eingehüllt in einen him- melblauen, luftigen Schleier, mit einem lisenweißen Gesicht und mit zarten, fast verliebten Augen. Ringsum sind Sträuße von Feigen- und Kastanien- zweigen, um die ein paar Imm- lein ihr Lied summen. Blaue

Räuchlein steigen da und dort in die Luft und aus den fensterarmen Häusern quillt schwer und dicht der Rauch



Susio im Maggiatal. (Phot. Büchi, Locarno.)

DREI FÜL

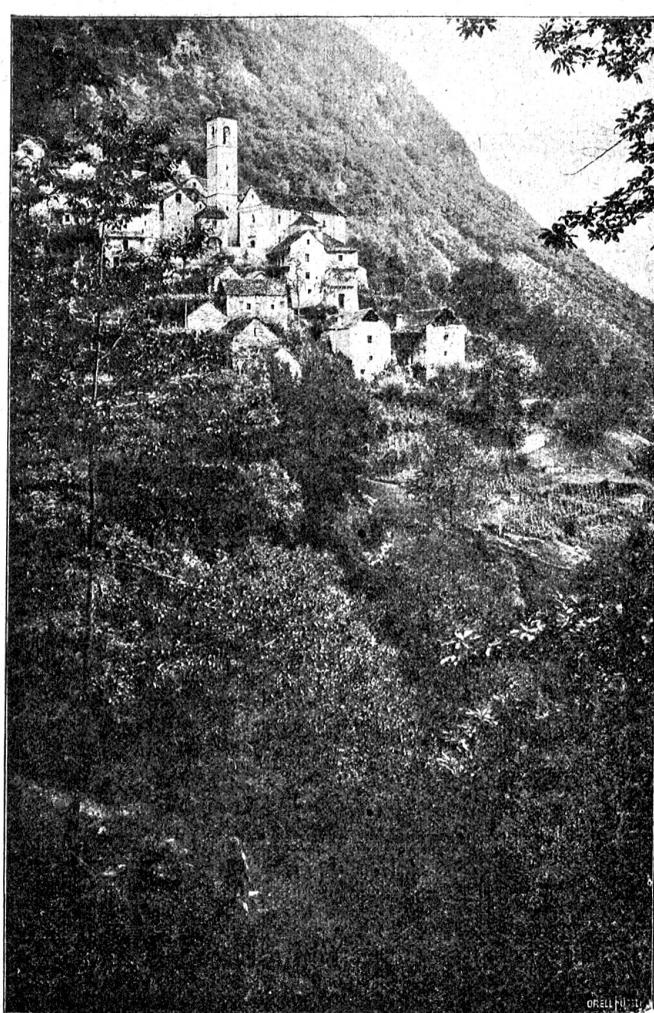
zur Türe hinaus auf die Straße. Es ist wie wenn eine Wohnstätte menschenleer und hilflos verglute.

Maggia ist das Nestlein, in welchem eines der schönsten Denkmäler der Schweizertreue steht. Auf einer Glocke, welche das Geschenk von Auswanderern ist, steht der warmherzige Vers:

«Anche altraverso sterminati mari,
Dagli Svizzeri il cor vola à suoi cari.
Ob er auch fern, jenseits des Meeres sei,
Der Schweizer bleibt der Heimat treu.

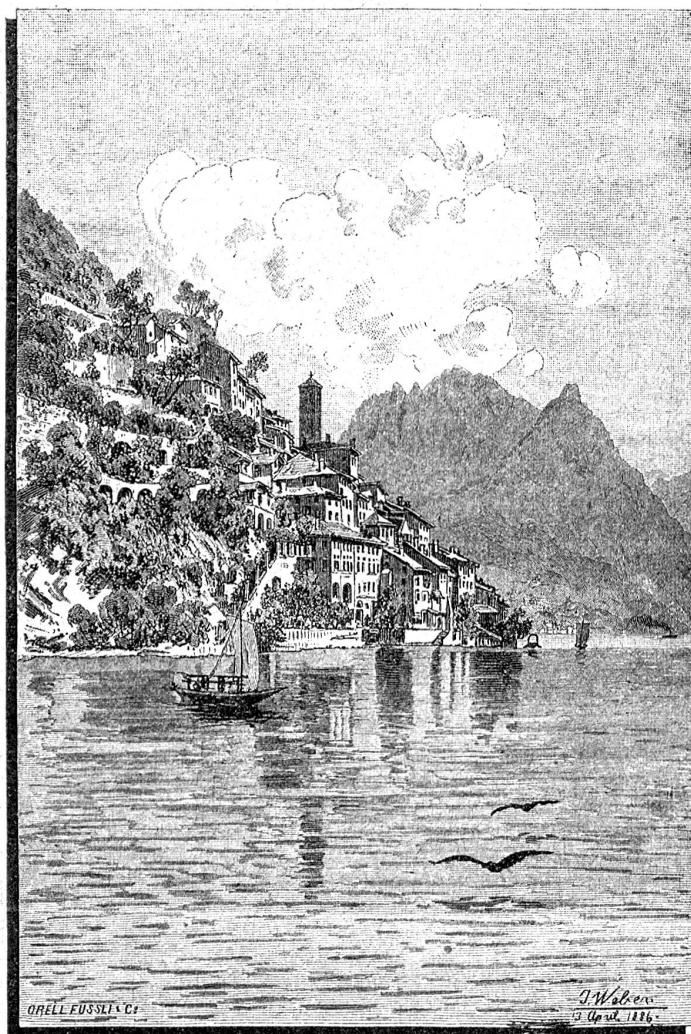
Tag für Tag, wenn die Glocke über das Dorf hin schallt, da singt sie das Lied der Schweizertreue, da singt sie den Leuten vor: . . . il cor vola à suoi cari! Sie sind es aber auch. Nichts ist, was nicht Heimat wäre, nichts, was nicht Liebe, heiße, feste Liebe zur ererbten Scholle zeigte. Sitten und Gebräuche sind wohl bei den emmetbürigischen Landsleuten verschieden von den unsrigen, aber nicht schlechter und nicht weniger schweizerisch, nein, wahr, treu und zart! Und erst die Menschen, sie sagen es, wie stark das Gefühl zum gemeinsamen Vaterlande hinneigt, wie treu ihre Unhänglichkeit auch zum Volk und Land jenseits des Gotthards ist.

Im Sottoceneri, ganz am Anfang, liegt im Balle di Caneggio schön in der Mitte Medeglia. Es war einer jener lichtvollen, tiefblauen Frühherbsttage, an denen alle Täler und Höhen mit einer Freudenträne erwachen und die Sonne jedem Menschen allen Erdenkummer wegsaugt, als mein Bruder und ich Medeglia zuwanderten. Von Bellinzona bis Bivio führte uns die Bahn, von dort aber marschierten wir tapfer dem Dörflein zu, obwohl in den Gliedern, wenigstens in den meinen, schwere Müdigkeit vom strengen Drill her lag. Aber was fragt man! Wenn einem schon am Morgen Wanderstimmnen anrufen, wenn Blauhimmel lacht und die Natur einem anschaut wie ein flares, flares Auge, das wie ein tiefer, lockender Bronnen ist, aus dem nur Reinheit und Freude quillt, da muß man hinaus, hinaus, sonst könnte man noch verledert oder schimmelig werden. Und da ist es die freie selige Natur, die das Herz so froh macht und alle Bitternis verflucht. Auf einmal fühlt man es, was es heißt, wandern und jung sein, vor sich rosig verwölkte Lebensweiten, goldene Verheißungen, und um sich die junge, schöne Erde, ach, da durchrieselt's einem mit einem freudigen Schrecken. Links und rechts die grauen Steinhäuschen mit ihren blinzelnden Augen. Inmitten einer



Corippo im Val Verzasca. (Phot. Büchi, Locarno.)

DREI FÜL



ORELL FUSSLI & C.

Gandria am Lagonersee.

zusammengedrängten Häusergruppe steht ein Kirchlein, mit seinem schlanken Glockenturm alles überwachend. Bald geht ein Bimmeln und Bammeln los von einem Orte zum andern! Heute ist ja Sonntag und im schönsten Schmucke wallen die Leute zur Kirche. Dieses reizende „costumi ticinesi“. Keine Seltenheit, wie bei uns, wo wir die echten Trachtenbilder bald nur noch im Museum sehen. Farbe, bunte Farbe ist das Hauptmerkmal, es ist als ob ihr Geschmack und Sinn sich an Tizians wütender Glut und Kraft geschult hätte. Alles muß Glut und Farbe haben, muß leuchten und flimmern. Selbst das kleine Ringlein am Finger halten sie der Sonne hin, damit es glänze, wie der gelbe Maiskolbenschmuck einer Vorlaube. Um die bunten Figuren aber entfaltet die Natur eine ebenso malerische Weppigkeit. Reben und Kastanien mit frischgrünen, roten und gelben Blättern, die sonnenharte, bräunliche Erde und eine Menge saftfarbige, namensfremde, südlische Kleinvegetation. Wohin man schaut, überall Neues, Reizendes und Fremdartiges. „Das ist der Tessin, der echte Tessin“, sagt mein Bruder, „der Tessin gegen den Herbst zu!“ Gegen den Herbst zu! Ja, wo die Tage von kühlen Nächten abgelöst werden, die zarten Balsam auf die brennenden Glüten und schreienden Schmerzen des Sommers legen. Alles mild, tausendsach mild, silberig überhaut, fein abgetönt, wie Musik voll sehrender Sucht, oder wie des Corregio kühle Glut, welche tief ist, und all die Perlmuttluft von Paris mit einem zarten Schleier abdämpft. Dort die Trauben über der Straßenmauer, hier die Kastanien am Boden, alles ein lachender Garten! Medeglia! Ach, das wunderschöne Gartenhäuschen! — Friede in Gott,

droben, unten und überall! Seliges Mitträumen mit der Natur! Die wärmste Nachmittagsstunde verbrachten wir in der Soldatenstube, bei dem sorgenvollen und doch sonnenhellen „Müetti“ der Soldaten. Dann spazierten wir einem nahen Hügel zu und kaum das Dörflein verlassen, stehen wir in der überschwänglichsten Flora. Ei, welch Träumen im Kniehohen Gewoge der Blumen! In jolch stiller, traumseliger Einsamkeit hat wohl Franz von Assisi in den Appenninen seinen Sonnenhymnus erdacht.

„Lobet den Herrn, Sonne und Mond, lobet den Herrn, Sterne des Himmels.
Lobet den Herrn, aller Regen und Tau, lobet den Herrn, alle Geister Gottes.“ — — —

Und in solchen Einsamkeitsstunden lernte er auch wohl die Stimmen der Tiere verstehen und predigte den Vögeln und den Fischchen. — Wir weilten auf sonniger Höhe, bis die tiefroten Glutstrahlen über die fernnen Berge fielen, bis da und dort schwache Schatten über die braunen Laubwälder sich ergossen. Eine Sage vermeldet, daß am Himmel ein Stern erlischt, so oft ein guter und großer Mensch von uns scheidet. Die Sage ist schön, und doch könnte ich sie mir noch schöner denken: es müßte jedesmal ein Stern am Himmel aufgehen, wenn uns irgend etwas Bedeutsames begegnet ist. Zu diesen Sternen möchten wir dann in klaren Nächten auffschauen und das milde Licht in unseres Herzens Kummerneisse hineinscheinen lassen, uns zum Trost und Labsal. —

Ein solcher Stern ist Medeglia! —

Und Gott sei's gedankt, es gibt noch viele Sterne im Tessin, zu denen wir mit heiliger Chrfurdt aufsölden dürfen. Tragen wir sein Sorge zu ihnen, damit sie nicht erlöschen. Der Königsohn küßte nur das Dornröschen, und es wachte auf, und das ganze altersgräue Königsschloß erwachte, König und Königin, die Edelleute und Hofdamen, die Pagen, Kammerzofen, Bediente und Mägde, ja das ganze umliegende Land, wie aus langem, langem Banne! Im Park sangen die Vögel, im Schloßhof war lustiges Leben und es war so schön, daß selbst der Himmel lachte. Aber am aller schönsten war es doch, als das liebe, zarte Dornröschen noch schlief. — Darum still, ganz still, damit die verzauerten Nester im Tessin nicht aufwachen.

Am See.

Wir Alpenkinder, wir wissen nicht, was der See ist, uns blieb sein Zauber verschlossen. Wir begreifen oft nicht, warum so viele Menschen ihn so lieben. Am Lago Maggiore habe ich es aber auf einmal empfunden.

Der Wald war unser Freund, die Berge unsere liebsten Kameraden, doch glaube ich, auch der See kann zu einer innigen Bekanntschaft verlocken. Wenn man sieht, wieviele Kinder auf dem sandigen Uferstreifen ihre Jugendträume: Burgen und Dörfer erbauen, wie sie in seine helle Flut springen, dann begreift auch der Sohn der Höhen, daß es kein Wunder ist, wenn in vielen Menschen eine tiefe Liebe zum See im Herzen sitzt.

„O herrlicher See, du schöner Lago Maggiore!
Die Welt ist nicht umsonst deines Ruhmes voll!
Du gabst mir so viel schöne Stunden, daß ich
deiner gebeten muß.“

Wasser, wie schön und wohltätig bist du! Nicht umsonst sagte der Griech: Wasser ist das Beste! Und es ist wahr, gleich einer sorgsamen Mutter, die jedem Bedürfnisse entgegenellt, wandelt das Wasser in ewigem Kreislauf seine Bahnen. Bald sammelt es sich zu Seen, bald tritt es als sprudelnder Quell aus der Tiefe, bald zieht es als segenbringender Strom durch die Lände und wieder ergießt es sich freudebrausend dem großen Weltmeere zu. Und wie schön ist es selbst. Schön ist der Quell, der Bote der Berge; wie unzählige Male haben ihn die Dichter besungen! Um

seine Wiege wachen Berggeister und seinen ersten Gang bewachen Elfenkinder, Espen und Weiden horchen seinem frohen Lallen, die Bäume lauschen seinem ewigen Rätsel. Das ist der Quell! Der stille Dorfbrunnen! Tief sagt, daß gerade die rauschenden Brunnen in Rom ihm das Herz so sehnsüchtig geschwelt, und Eichendorff bezaubert seine Schlosszenen mit verfallenden Fontänen, die durch die Mondnacht murmeln. — Über der See, der Lago Maggiore! Sein klarer Spiegel, der melodische Rhythmus seiner Bewegungen, das leuchtende Grün und Blau der Wellen, welch ein Zauber! Wie weich und sehnend liegt er da! Wie sonntäglich, wie friedatmend! Wo die Ruder das Wasser berühren, da blitzt es hell auf und die Tropfen rinnen von den Schaufern wie blaue Perlen; dann wieder ein silbernes Glitzern! Das Auge erträgt fast nicht die Blendung. Das Wasser schlägt leise glücksend, wie im Schlaf ans Ufer. Es ist das Wellenspiel:

Und der Welle sah ich zu
Und ich dachte: diese Welle
Ist wie du,
Heute dunkel, morgen helle,
Heute stille, morgen schnelle,
Über Welle immerzu.
Und ich dachte an die Gnade,
So im Schoß des Sees zu wallen,
Helle auf ins Licht zu steigen,
Welle stets im Wellenreigen!

Und erst die Pracht, wenn Nacht und Tag ineinander übergehen. Die Stille, die seelenschmelzende Sehnsucht. Der See glüht in Purpur und darüber schwebt bläulich der Abend. Tausend Funken sinken vom Feuerball ins Wasser, wie müde Greise blicken die fernren Berge auf den See, wie eine schauselige Jugend starren die weißen Häuser auf die schimmernde Fläche und jetzt hallen von Kapellen und Kirchen die Abendglocken, Madonna del Sasso mit seinem him, ham . . . Sant Antonio läutet und alles vereinigt sich zu einem feiernden Abendchor!

Addio! Addio! Glüh' weiter im letzten tausendfachen Goldglanz!

Der unentschlossene Christen.

Von Marg. Schwab-Blüß.

Inmitten magerer Nieder lag
im Wald ein Höflein. Jahr und Tag
haußt hier der Christen, schlecht und recht,
hält keine Magd, hat keinen Knecht.
Einst säte er und sann dabei,
wie doch sein Leben einsam sei,
und wie sich alles wandeln würde,
teilt' ihm ein freundlich Weib die Bürde.
Da fällt ihm seine Patin ein,
das war ein zierlich Waldfräulein.
Er ruft, die hohle Hand am Mund
Horch — fern — ein Stimmlein tut sich kund.
Und aus dem Waldtor, goldehelkt,
tritt jetzt die Waldfee auf das Feld.
„Wie geht's dir denn, mein Patenkind?
Was fehlt dir? Sage mir's geschwind.
Ich hatte deine Mutter lieb;
ich helfe dir. Gib Antwort, gib!“
„Ich dank euch schön, ihr meint es gut.
Wißt halt, ich habe keinen Mut.
Was fehlt, ich weiß es nicht genau.“
„Ich aber weiß es: eine Frau!“
„Wenn ihr es sagt, wird's wohl so sein,“
fiel Christen hier bedächtig ein.
„Wohlan, das soll nicht länger währen;
ein Bräutlein will ich dir bescherein.
Wie hättest du sie gern? sag an,
dass ich die Formel bilden kann.“
Der Christen kratzt im Haare still.

„Ich zweifle, ob mich eine will.

Der Hof ist klein; viel ist nicht da.“

„So bin ich dir mit Weisland nah.

Für Liebestrank und Hochzeitsgabe . . .

Las mich nur sorgen, dummer Knabe.

Doch sag mir jetzt: wie soll sie sein,

blond oder schwarz, groß oder klein?“

Dem Christen ward auf einmal bang,
als so die Waldfee in ihn drang.

„s ist doch was Wichtiges um die Eh'.

Wie wär's am Ende, Bäse Fee,
wenn ihr zur Auswahl kommen laßt?“

Ich will dann schau'n, wer zu mir paßt.“

Es röten sich der Waldfee Wangen:

„Gut, ich willfahre dem Verlangen,
doch weh dir, wenn du mich genarzt;

du büßtest es auf schlimme Art.

Nun hör: Die dein Gefallen fand,
ergreifst du sachte bei der Hand,
so werden alle andern schwinden.

Leb wohl, bis wir uns wiederfinden.“

Nun fühlt sich Christen halb befreit.
Mit alledem gewinnt er Zeit:

Bereits der dritte Tag verstrich,
und keine Seele zeigte sich.

Da — Christen hatte das Feuer entfacht
und kocht sich einen Brei zu Nacht —

pocht's an die Küchentür: „Herein!“

Und bei des Feuers rotem Schein

fünf Mädchen drängen einander nach

und hüpfen und tanzeln ins Gemach.

Zierlich und flink wie das Reh im Tann
die erste blies ihm das Feuer an.

Die zweite, ernst und schön und schlank,
holt Teller und Besteck im Schrank.

Die Dritte, zart wie ein Flöddchen Schnee,
malt ihm behutsam den Kaffee.

Die vierte, rund und weiß und rot,
stellt vor ihm nieder Käse und Brot.

Die fünfte — sie machte Scheiter klein
schen ihm die stärkste, die kühnste zu sein.

Sie taten ein Weilchen wie zu Haus,

neckten Christen und fragten ihn aus.

Das alles möcht' ihm wohl behagen,

müßt' ihn die Wahl nicht heimlich plagen.

Bald tut's ihm die, bald jene an,
wenn sie so schelmisch blicken kann;

dann aber kam's ihm schrecklich vor,
dass er die andern vier verlor.

Er sann . . . und keinen Ausweg fand,
nahm sinnend den Pfannenstiel zur Hand.

Da schwand im Nu die heit're Schar
und alles doppelt stille war.

Doch jetzt, in grimmer Majestät,
die Waldfee in der Küche steht.

„Ich hab' erfüllt dein kühnes Verlangen,
du aber hast mich hintergangen.

Mizachtet du mich, so spott' ich dein!
Sollst mir als Wind nun dienstbar sein.“

Da fuhr der Bauer zum Haus hinaus
mit Stöhnen und ächzendem Gebräus.

„Fahr' ich nach Osten zu dieser Frist,

weiß ich dann, wie's im Westen ist?

Und wenn ich mich nach Westen fahr',

weiß ich dann, wie's im Osten wär?“

So dreht er sich im Kreis geschwind
und heißt davon der Wirbelwind.

Er dreht und dreht sich um und um,
und wird's ihm auch im Kopfe dumm,

und muß ihn das Wirbeln schwer verdrießen,
er kann sich doch nicht anders entschließen.